

«Die Lage der Christen ist sehr ernst»

ZÜRICH. Der anglikanische Bischof Michael Nazir-Ali wuchs als Sohn eines Katholiken und Enkel eines Schiiten in Pakistan auf. Wegen seines Glaubens verfolgt, ging er ins Exil. Heute kritisiert er die britische Multikulti-Politik und sorgt sich um die Christen in Nahost.

INTERVIEW: PHILIPP HUFSCHEID

Radikale Islamisten haben kürzlich in London und Paris Soldaten angegriffen. Das sind nur die jüngsten Fälle in einer Reihe von Terrorakten, die von einheimischen Islamisten verübt wurden. Was ist Ihre Erklärung dafür?

Bischof Michael Nazir-Ali: Ich bin mir nicht sicher, ob man von einheimischem Terrorismus sprechen kann. Denn es handelt sich um ein weltweites Phänomen. Islamistischen Terrorismus gibt es in vielen Ländern. Die Londoner Behörden haben zunächst davon gesprochen, dass es sich bei der Attacke in Woolwich um den Angriff «einsamer Wölfe» gehandelt habe. Bald darauf erkannten sie aber, dass die Täter Verbindungen zu radikalen Organisationen haben. Das führt zur Frage, wo die Täter radikalisiert wurden und von wem. Erst wenn man diese Antworten kennt, kann man die Tat richtig einordnen.

Die Tat hat also keinen spezifisch britischen Hintergrund?

Doch. Die britische Multikulti-Politik war zwar gut gemeint, hat aber gewisse Gemeinschaften in die Isolation geführt. Das hatte nicht nur zur Folge, dass sich diese Menschen nicht in die

«Erst der Machtverzicht nach einer Wahlniederlage wird zeigen, ob die Islamisten Demokraten sind»

Gesellschaft integrierten. Es ermöglichte Extremisten auch, diese Isolation auszunutzen. Vielen jungen Menschen gerade aus diesen Gemeinschaften stellen sich Fragen nach ihrer Identität. Islamistische Organisationen liefern ihnen oftmals die ersehnten Antworten.

Weshalb ist die britische Multikulti-Politik Ihrer Meinung nach gescheitert?

Das hat mehrere Gründe. Einerseits hat die Mehrheitsgesellschaft in der Absicht, die Kultur der Zuwanderer zu respektieren, es zugelassen, dass diese unter sich blieben. Das hatte zur Folge, dass viele nicht Englisch lernten, sich nur in ihrer Gemeinschaft bewegten und sogar die Kinder in der Schule weitgehend unter sich waren. Andererseits grenzten sich manche dieser Gemeinschaften bewusst von der Mehrheitsgesellschaft ab, indem sie ihr Leben zum Beispiel um die Moschee und die Koranschule organisierten. So verhindern sie die Entwicklung einer neuen Identität, während sie die alte Identität aus den Ursprungsländern dennoch nicht bewahren können.

Islamistischer Terrorismus sei ein weltweites Phänomen, sagten Sie. Hat er in England dieselben Wurzeln wie in Mali? Ja. Die Inspiration ist die gleiche. Der sunnitische Extremismus hat weltweit die gleiche Agenda. Es geht um die

Einheit der Muslime (Umma), die Wiederherstellung des Kalifats, die Durchsetzung des islamischen Rechts (Scharia) und die Rückeroberung von einst islamischen Gebieten. Von Ort zu Ort verschieden sind dagegen die Gründe, die zur Radikalisierung führen.

Was sind denn die Auslöser?

In einigen Fällen ist der Auslöser eine Erfahrung mit westlichem Kolonialismus oder Neokolonialismus. In Ägypten radikalisierten sich viele nach dem Suez-Krieg 1956, als Frankreich und Grossbritannien die Nationalisierung des Suezkanals verhindern wollten. Im Iran war es der von den USA und Grossbritannien unterstützte Sturz von Premierminister Mohammed Mossadegh 1953. Zur Radikalisierung tragen auch Konflikte wie jene in Kaschmir, Tschetschenien oder die Lage der Palästinenser bei. Die verbreitete Korruption der Eliten in der islamischen Welt war und ist ein weiterer Auslöser. Viele Islamisten sind den Eliten im eigenen Land gegenüber ebenso feindlich eingestellt wie dem Westen. Hinzu kommt, dass beide Wirtschaftssysteme, Sozialismus und Kapitalismus, in der Region gescheitert sind. Auch dies ist ein Grund, weshalb die Losung der Islamisten, dass der Islam die Lösung sei, auf fruchtbaren Boden fallen konnte.

Gleichzeitig haben die Menschen in Tunesien, Ägypten und Libyen ihre autokratischen Herrscher vertrieben und eine Demokratisierung eingeleitet. Das ist doch eine positive Entwicklung?

Lasst uns beten, dass es so ist. In Tunesien, dem wohl säkularsten Staat in der arabischen Welt, sind allerdings die Salafisten die politisch aktivste Gruppe. In Ägypten wiederum hat nur ein relativ kleiner Teil der Bevölkerung am Verfassungsreferendum teilgenommen. Demokratie allein ist meines Erachtens nicht ausreichend, weil sie auch einfach die Tyrannei der Mehrheit sein kann. In Ägypten müsste zum Beispiel eine Grundrechtscharta in die Verfassung geschrieben werden, die religiösen Minderheiten und Frauen gleiche Rechte garantiert und Meinungsfreiheit gewährleistet. Es ist alles andere als sicher, dass der Arabische Frühling das säkulare Festival war, als das es die westlichen Medien sehen wollten. In seinem Ergebnis wird es das jedenfalls nicht sein.

Wenn es den Islamisten nicht gelingt, die gewaltigen wirtschaftlichen Probleme in den Griff zu bekommen, werden sie einfach abgewählt.

Die Machtübernahme durch eine demokratische Wahl heisst noch nicht, dass es eine funktionierende Demokratie gibt. Erst der Machtverzicht nach einer Wahlniederlage wird zeigen, ob die Islamisten die Demokratie wirklich respektieren.

Wie sehen Sie die Zukunft für religiöse Minderheiten in der islamischen Welt?

Grundsätzlich ist deren Lage sehr ernst. So sind die Christen in allen die-



Bild: Marc Dahinden

sen Ländern vielen Formen der Unterdrückung ausgesetzt, von Diskriminierung im beruflichen Alltag bis zur physischen Verfolgung. Viele Christen versuchen deshalb, auszuwandern. Nehmen wir das Beispiel der Palästinensergebiete. Im Westjordanland und im Gaza-Streifen geht die Zahl der Christen laufend zurück. Teilweise hat das sicher mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt zu tun. Aber die Angriffe von radikalen Islamisten auf Christen und der Zwang, sich islamischen Sitten zu unterwerfen, tragen ebenso dazu bei. Wie sonst liesse sich erklären, dass im benachbarten Israel die Zahl der Christen leicht zunimmt – obwohl die israelische Regierung auch kein grosser Freund der Christen ist.

Ihr Vater ist vom schiitischen Islam zum Christentum konvertiert. Im islamischen Pakistan dürfte so eine Entscheidung viel Mut erfordern haben.

Für einen solchen Schritt braucht es immer Mut. Er war der älteste Sohn einer angesehenen schiitischen Familie. Seine Konversion hatte natürlich Folgen. Zum Beispiel war er nach islamischem Recht als Nichtmuslim nicht mehr erbberechtigt. Er hat aber versucht, so weit wie möglich gute Beziehungen aufrechtzuerhalten. Auch ich stehe noch in Kontakt mit der Familie meines Vaters. Vor anderthalb Jahren habe ich einen meiner schiitischen Onkel besucht, der mir sagte, er wisse, wie schwierig die Lage für Christen in Pakistan sei, doch sei es auch für die Schiiten sehr schwierig. Zuvor waren zwei entfernte Verwandte von mir von sunnitischen Extremisten beim Gebet in ihrer schiitischen Moschee ermordet worden. Als Christen sind wir verpflichtet, uns für alle verfolgten Menschen einzusetzen. Auch für die Ahmadijs in Pakistan. Oder die Bahais im Iran. *Wie sehen Sie Pakistans Zukunft?*

Die Situation ist paradox. Einerseits existiert ein demokratisches Mehrparteiensystem. Die höhere Justiz ist unabhängig. Es gibt eine Zivilgesellschaft und eine freie Presse, auch wenn die Arbeit für Aktivisten und Journalisten sehr gefährlich sein kann. Andererseits gibt es Terroristen, die sich fast ungehindert bewegen können, und eine Radikalisierung unter den jungen Leuten. Die Frage ist, welche Seite gewinnen wird. Die Armee ist bisher nicht entschieden gegen die Terroristen vorgegangen mit der Begründung, dass es im Land keinen Konsens über den Um-

«Der Säkularismus bringt fast allen Religionen Toleranz entgegen, nur dem Christentum nicht»

gang mit ihnen gebe. Die Politiker alleine können das Problem nicht mehr in den Griff kriegen. Wenn die Streitkräfte nicht eingreifen, wird es sehr schwierig. Zwei externe Faktoren beeinflussen die Entwicklung. Solange die Kaschmir-Frage nicht gelöst ist, werden sich auch weiterhin junge Pakistaner radikalieren. Und solange Afghanistan nicht stabil ist, wird die Armee die Situation nicht bereinigen.

Als Bischof wurden Sie in Pakistan mit dem Tod bedroht, weshalb Sie 1986 ins Exil nach Grossbritannien gingen. War es für Sie schwierig, sich an das Leben dort zu gewöhnen?

Das Wetter war natürlich ein grosses Problem! (lacht). Wenn man in ein anderes Land zieht, ist es immer schwierig, sich an die Menschen und die Sitten zu gewöhnen. Man muss sich anpassen.

Was mich aber schmerzte, war, dass ich in Grossbritannien eine Gesellschaft vorfand, die sich vom moralischen und spirituellen Fundament der christlich-jüdischen Tradition entfernte. Ich hatte das Gefühl, dass dieses Land sein Erbe wegwirft.

Später wurden Sie Bischof von Rochester und sogar Mitglied des britischen Oberhauses. Wie erlebten Sie diesen Aufstieg? Fühlten Sie sich als Pakistanner von der britischen Elite akzeptiert?

Die Perspektive ändert sich, wenn man das Parlamentsgebäude nicht mehr nur von aussen kennt. Wenn man Teil des Betriebs ist, beginnt man das Parlament als eine Art Fabrik zu sehen. Jedes Land hat seine eigene Art, Menschen auszugrenzen. In Grossbritannien wird man heute nicht wegen der Klassenzugehörigkeit oder des Kontostandes ausgeschlossen, sondern wegen bestimmter Meinungen wie zum Beispiel traditionell christliche Ansichten zu Ehe und Sexualethik.

Gläubige, ob Muslime, Christen, Hindus oder andere, kritisieren oft die gleichen Aspekte einer säkularen westlichen Gesellschaft. Braucht es nicht vielmehr einen Dialog zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen?

Es gibt sicher Anliegen wie etwa die Respektierung der Ehe, für die sich Gläubige verschiedener Religionen gemeinsam einsetzen können. Das Problem ist aber, dass die säkulare Ideologie im Christentum ihren Haupttrivalekt sieht. Der Säkularismus bringt fast allen Religionen Toleranz entgegen, nur dem Christentum nicht. Dabei sind einige der zentralen Werte in westlichen Gesellschaften aus dem christlichen Glauben hervorgegangen und hätten wahrscheinlich aus keinem anderen Glauben entstehen können.

ZUR PERSON

Bischof Michael Nazir-Ali wurde 1949 in Karachi geboren. Weil sein Vater vom schiitischen Glauben zum Katholizismus konvertiert war, besuchte Nazir-Ali eine katholische Schule. Im Alter von 20 Jahren trat er der Anglikanischen Kirche bei. An der Universität Karachi studierte er Wirtschaftswissenschaften, Soziologie und Islamwissenschaft, anschliessend in Oxford und Cambridge unter anderem Theologie. 1976 wurde Nazir-Ali zum Priester geweiht. Von 1984 bis zu seiner Emigration nach Grossbritannien, 1986,

war er Bischof von Raiwind, einer Stadt in der Provinz Pandschab. 1994 wurde er zum Bischof von Rochester berufen. Von 1999 bis zu seinem Rücktritt als Bischof von Rochester gehörte er als Geistlicher Lord dem britischen Oberhaus an. Michael Nazir-Ali ist verheiratet und Vater von zwei Söhnen. Auf Einladung der Menschenrechtsorganisation Christian Solidarity International Schweiz weilte Nazir-Ali kürzlich in Zürich, wo er über die Zukunft religiöser Minderheiten im Nahen Osten sprach. (pjh)